

Land der Zukunft? Eindrücke aus Albanien

Behtausende Tschechoslowaken bevölkern jahraus, jahrein im Sommer in immer größerer Zahl die dalmatinische Küste von Suda bis Dubrovnik-Magusa; aber über Magusa hinaus oder äußerstenfalls über Cattaro hinaus wagen sich die wenigsten, als wäre die Welt dort mit Brettern vernagelt. Und doch entgeht ihnen vieles, vor allem viel Sehenswertes, wenn sie die übrigens sehr reizvolle Dampferfahrt in die albanischen Gewässer meiden und sich um die Kenntnis eines Landes und seiner Bewohner bringen, die unser Interesse in vollem Maße verdienen. Was weiß man gemeinhin von Albanien? Daß es ein Land ist, das im Norden und Nordwesten von Jugoslawien, im Südosten und Süden von Griechenland und im Westen vom Adriatischen Meer begrenzt wird, daß es eine Reihe von Revolutionen hinter sich hat und daß es gegenwärtig vom König Ahmed Zogu diktatorisch regiert wird, daß dieser das Land an Italien verkauft hat, oder, wenn man es anders ausdrücken will, ein Freundschaftsverhältnis mit Italien eingegangen ist.

Das Land ist aber wirklich so interessant, als daß man sich mit diesen dürftigen Kenntnissen begnügen dürfte. Albanien ist etwa so groß wie Mähren-Schlesien, wird aber nur von ungefähr einer Million Menschen bewohnt. In Mähren-Schlesien wohnen 133 Menschen auf einem Quadratkilometer durchschnittlich, in Albanien nur 37. Fragt man Albaner nach der Einwohnerzahl ihres Landes, so hört man nur ungefähr folgendes: „Albanien hat eine Million Einwohner. Wenn man aber das von Jugoslawien besetzte albanische Gebiet dazuzählt, sind es fast 1 1/2 Millionen!“ Also eine nationalistisch-revolutionistische Einstellung, die nur noch von Ungarn erreicht wird, das die Slowakei als das „Herz von der Tschechoslowakei besetzte Gebiet“ bezeichnet. Die Albaner sprechen eine Sprache, die kaum einen Anflug an die Sprache eines angrenzenden Volkes hat und die der Ausländer auch nicht zum Teil versteht. Allerdings ist das nicht notwendig, da die — natürlich nur sehr schmale — Schicht der Gebildeten nahezu durchwegs deutsch spricht. Die albanische Sprache ist übrigens in den einzelnen Landesteilen recht verschieden und viele Worte werden im Süden ganz anders ausgesprochen als im Norden. So heißt z. B. die wichtigste Stadt Süd-Albanien Balona in „nordischer“ Aussprache Blor, während der Einheimische sie „Blon“ nennt. Auch die Religion ruft manchen Gegensatz innerhalb des Volkes hervor. Im Norden ist die katholische Religion stärker verbreitet, im Süden die griechisch-orthodoxe. Ueber das ganze Land verstreut leben zahlreiche Mohammedaner. Auch der König und seine Familie gehören dieser Religion an.

Es ist ein merkwürdiges Land, das man betritt, wenn man, von Jugoslawien kommend, in Durazzo das Schiff verläßt. Albanien, „Mbretinija Shqipitare“, Reich der Shqipitaren, ist erst seit acht Jahren Königreich. Bis zum Balkankrieg war das Land eine türkische Provinz; das ohnehin morische Türkenreich ließ diese weit von Konstantinopel gelegene Gegend natür-

lich verlottern. Mit der Zeit, mit der fortschreitenden Schwächung des türkischen Imperiums, schwächte sich auch die Herrschaft der Türken zum bloßen Protektorat ab, das auch nicht einmal so etwas wie eine Rechtsordnung aufkommen ließ. Nach der Abspaltung von der Türkei wurde der Deutsche Prinz von Bied Fürst von Albanien und zog in die damalige Hauptstadt Durazzo ein. Freilich konnte er sich nicht lange halten und unmittelbar vor Kriegsausbruch 1914 füllten die Verichte über die Kämpfe des Fürsten mit den aufständischen Stämmen die Spalten der Zeitungen. Im Wirbel des Weltkrieges kam es zur Besetzung des nördlichen Teiles des Landes durch die Oesterreicher, während sich im Süden schon damals die Italiener, allerdings nicht mit Erfolg, einzunisten versuchten. Aus den Nachkriegskämpfen der einzelnen Stammesführer untereinander ging schließlich Ahmed Zogu als Sieger hervor, der jahrelang in Wien in der Emigration gelebt hatte und es erst zum Präsidenten und dann zum König — wenn auch von Mussolinis Gnaden — brachte. Ein Albaner erzählte uns, daß er den König von früher her sehr gut kennt. Es klingt nicht so, als ob er damit sagen wollte, daß er auf diese Bekanntheit besonders stolz wäre. Das Regime ist diktatorisch, aber es will — größeren Vorbildern folgend — auf eine schein-demokratische Maske nicht verzichten. Es besteht kein Zweifel darüber, daß Zogu auch einige Reformen durchgeführt hat, die, wie die Eindämmung der Wuttrache, vernünftig sind und in der Richtung des kulturellen Fortschrittes liegen. Trotzdem wäre es verfehlt, seine Herrschaft, die man kaum mit der Bezeichnung „aufgeklärter Absolutismus“ belegen kann, vielleicht als einen Segen für das Land darzustellen. Was er gemacht hat, hätte einfach jedes Regime gemacht, das verhindern will, daß das unglückliche Land wieder jenem Zustand der Verlotterung anheimfällt, in dem es die Türken vor fast 25 Jahren verlassen haben und der durch die Kriegs- und Nachkriegswirren nicht gerade abgeschwächt wurde.

Das Land besitzt sogar eine Art Parlament, in dem aber natürlich die — wie schon flüchtige Beobachter erkennen müssen — im Volk sehr stark verwurzelte nationalistische sowie jede andere Opposition unvertreten ist. Die 57 Mitglieder des Parlamentes sind durchwegs Anhänger der König-Partei, andere Kandidaten dürfen gar nicht aufgestellt werden. Als wir einen Albaner fragten, was denn ein Wahlakt auf dieser Grundlage überhaupt für einen Sinn habe, antwortete er schlagfertig: „Wenn das große, gebildete und zivilisierte deutsche Volk so einen Reichstag wählt, brauchen wir Albaner nicht mehr zu tun.“ — Dagegen läßt sich freilich schwer argumentieren. . . .

Hast keiner der Albanienfahrer auf dem jugoslawischen Schiff wußte, was denn das Land der Shqipitaren eigentlich für eine Währung hat und als wir es erfragen, waren wir auch nicht viel klüger, denn angeblich kann man in Albanien, dessen Bewohner sich durch eine geradezu sprichwörtliche Gastfreundschaft aus-

zeichnen, in jeder Währung zahlen, eventuell auch in altösterreichischen Kronen. Die offizielle Währung heißt aber Lek. Ein Lek, der (oder das) merkwürdigerweise in 20 Untereinheiten zerfällt und nicht in 100, hat einen Wert von ungefähr K 1.80, also ebensoviel wie eine Lira vor der Devaluation. 5 Lek sind 1 Goldfranc, 20 Goldfranc nennt man Napoleonaler oder abgekürzt 1 Nap. Doch wie gesagt, man kommt auch ohne albanische Valuten in diesem übrigens sehr billigen Lande sehr gut aus. Für 1 Lek erhält man eine sehr geschmackvoll ausgeführte Schachtel mit 20 Zigaretten, die, wie Raucher versichern, sehr gut sind und auch in großen Mengen verkauft werden. Freilich ist das fast der einzige Exportartikel des Landes, dessen Bewohner sich zum Großteil kümmerlich von Viehzucht, an der Küste von Fischfang nähren.

Die Hauptstadt Albanien ist derzeit Tirana, etwas über eine Autostunde von der Küste bei Durazzo gelegen. Es soll als ganz einzigartige Mischung einer orientalischen Siedlung mit einer europäischen Metropole eine besonders interessante Stadt sein. Sitz des Königs und der Zentralbehörden. Auch in Durazzo, das jetzt offiziell Durres heißt und von den Jugoslawen Draç genannt wird, der früheren Hauptstadt, die von dem hochgelegenen Schloß des Königs beherrscht wird, gibt es eine moderne Avenue, die zwar selten von höheren als einstöckigen Häusern eingesäumt wird, aber ein paar hundert Meter lang vom Hafen der Stadt zu, an einem windschiefen „Hotel Royal“ vorbei, asphaltiert ist. Darum heißt die Straße auch „Boulevard Zogu I.“ und prangt auf allen Ansichtskarten, die schon wegen der ungewöhnlichen Marken von Fremden hier in großen Mengen abgekauft werden. Aber wenn man diesen Boulevard verläßt, ist man wieder mitten im echten Orient mit viel Geschrei und noch mehr Schmutz. Allerdings geht es hier wesentlich moderner zu als in Balona, dem wichtigsten der süd-albanischen Häfen. Die Stadt kann man vom Hafen nur mit einer Pferdebahn erreichen, die aber nur fährt, wenn 12 Passagiere gesichert sind, was nicht allzu häufig vorkommt. Man hat den Namen Balona immer wieder gehört, wenn „miten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“ und wundert sich nur, daß um einen so armen Flecken Landes so erbittert gekämpft worden ist.

Einen ganz anderen Eindruck macht die Grenzstation gegen Griechenland, die der Insel Korfu gegenüberliegende kleine Stadt Saranda, italienisch Santi Quaranti. Hier sieht man lauter neue Häuser, hier scheint wirklich ein ernstes Aufbauprogramm am Werk zu sein. Wir sprechen mit dem Stadtbaumeister von Saranda. Er ist ein junger Wiener Ingenieur, der mit seiner Frau dort lebt, sehr zufrieden ist, der Hölle der österreichischen Arbeitslosigkeit entrinnen zu sein und in knapp zwei Jahren seines Dorfes perfekt albanisch erlernt hat. Wenn man sieht, daß allenthalben Oesterreicher — Intellektuelle, qualifizierte Arbeiter und Kaufleute — hier eine neue Existenz gefunden

haben, ergibt sich von selbst die Frage, ob nicht der eine oder andere unserer sudetendeutschen Arbeitslosen hier hätte Fuß fassen können. Freilich sind die Beziehungen zwischen Wien und Albanien immer viel, viel reger gewesen als mit unserem Gebiet, obwohl man dort relativ genau von der Tschechoslowakei weiß, unseren früheren Gesandten nachtrübt, daß er viel zur Hebung des Besuches des Landes getan hat, und die Bedeutung von Männern, wie Masaryk und Beneš sehr wohl einzuschätzen versteht.

Das Land, das nahezu gar keine Industrie aufweist, besitzt natürlich auch keine Arbeiterbewegung. Von einer sozialen Gesetzgebung ist noch keine Spur; angeblich will man jetzt wenigstens die Anfänge eines Arbeitsrechtes verwirklichen. Das bedeutet aber nicht, daß es in Albanien keine Klaffen-gegenstände gibt; im Gegenteil, der Kontrast zwischen den darbenenden Massen der Bevölkerung, die außer der Sorge um das tägliche Brot kein Lebensziel und keine Lebensaufgabe kennen und dem Treiben einer kleinen Schicht vom Glück Begünstigter wirkt nicht wenig aufreizend. Insbesondere die Sippe des Königs treibt es recht bunt. Bogu hat für sie, die recht zahlreich sein soll, ganz gut vorgesorgt. Er selbst ist, wie man uns sagte, unverheiratet. Auf die Zwischenfrage eines Neugierigen, daß man doch deshalb nicht unbewei- leben müsse, kommt die klassische Antwort: „Die Wienerin ist schon weg.“

Wer Albanien beritt, sieht auf den ersten Blick Italiens Hand im Spiel. Die Uniformen der Offiziere, Soldaten und Gendarmen sind den italienischen nachgebildet. Die Offiziere erhalten ihre Ausbildung in Italien. Das Land besitzt keine Hochschule, die Albaner studieren jetzt meist in Italien. Die Währung ist der italienischen angeglichen. Die Aktienmehrheit der albanischen Nationalbank gehört italienischer Banken, ihr Präsident ist ein Italiener. Italien hat das Recht auf Fischfang in den albanischen Gewässern. Die italienischen Schiffe zahlen keine Hafengebühren. Italien besitzt weitgehende Konzessionen zur Exploitation der Bodenschätze Albanien.

Dabei sind die Italiener ungeheuer verhasst und der Haß gegen sie beschränkt sich durchaus nicht auf Kreise, die dem Regime feindlich gesinnt sind. Interessanterweise stellen aber Freunde und Gegner des heutigen Kurzes die Tatsache, daß Albanien eine italienische Kolonie ist, mit großer Entschiedenheit in Abrede. Der erbitterteste Gegner der Partei des Königs, den wir sprachen, gab nur zu, daß Albanien eine italienische Politik macht. Aber schon das ist ihm zuviel. Er skizziert uns mit wenigen Worten die Ziele der Nationalistenpartei, die verfolgt und unterdrückt wird: Abkehr von Italien, Anlehnung an keinen anderen Staat, rein albanische Politik. Der Führer dieser Partei, mit dem wir durch Zufall zusammenkamen, erzählte uns mit imponierendem Gleichmut, wie er vor einigen Jahren wegen Vorbereitung eines Aufstandes gegen den König zum Tode verurteilt wurde. Nach Begnadigung zu lebenslänglichem Kerker und Abbüßung einer mehrjährigen Kerkerstrafe hat er die Freiheit, nicht aber die Bürgerrechte wieder erhalten. Plötzlich verläßt er uns auf der Straße, um mit einem Landsmann zu sprechen. Nachher entschuldigt er sich, daß er einen alten Freund getroffen habe, der gleich ihm zum Tode verurteilt worden und nun wieder frei sei. Aber er betont, über unsere Frage nach der Behandlung um albanischen Kerker, daß es ihm besser gegangen sei, als wenn er in Deutschland in Haft gefesselt wäre. So spricht ein Mann, der den Faschismus nur in seiner italienischen Fassung verabscheut und sicherlich kein preiswiel-

ler Gegner des Nationalsozialismus ist. Und Menschen, die sich uns als unpolitisch oder als Anhänger des Königs deklarieren, sind entschiedene Gegner der italienischen Orientierung des Landes und erzählen mit leuchtenden Augen von den Taten des Weltkrieges, in dem die Italiener aus Südalbanien vertrieben worden seien.

Ein junger Mann fällt uns auf, weil er die deutsche Sprache in vollendeter Weise beherrscht. Wir erfahren von ihm, daß er 13 Jahre in Wien gelebt und an der Wiener Universität das Doktorat der Philosophie gemacht hat. Er stellt sich vor: Dr. Eguem Gabaj, sein Fach ist vergleichende Sprachwissenschaft. Früher war er Professor, jetzt ist er Sektionschef im Schulministerium, ihm unterstehen die 14 Mittel- und Fachschulen des Landes. Er ist 29 Jahre alt!

Werkwürdiges Land! Eisenbahnen gibt es nicht und ihre Errichtung würde dieses bettelarme, aber „steinreiche“ Land Beträge kosten, die nicht einmal von Mussolini zu haben sind. Eisenbahnen gibt es also nicht, aber Flugzeuge, natürlich italienische. Tirana ist eine Station der Fluglinie Rom—Saloniki, die dreimal wöchentlich besfliegen wird. Von der Hauptstadt fliegen Aeroplane der Alfa Vittoria auch nach Valona, Stuari und Korca. Die Staatsbeamten machen dringende Dienstreisen mit dem Flugzeug. In weniger dringenden Fällen benützen sie das Auto. Autos gibt es hier in großen Mengen, meist amerikanische Wagen, die zollfrei eingeführt werden und daher sehr billig sind. Man sieht ausgeprochene Luxuswagen, aber auch alte Kasten, die die Nummernbezeichnung mit Kreide auf eine Holztafel aufgeschrieben tragen. Sie fahren in einem mörderischen Tempo, das ausgesprochen polizeiwidrig ist. Aber wenn einem kilometerweit kein Fahrzeug entgegenkommt, werden Trabourstüde zur Gewohnheit.

Werkwürdiges Land! Ist es wirklich ein Land der Zukunft, wie viele annehmen? Albanien ist noch ungeheuer ausnahmefähig. So arm und unergiebig es heute ist, so reich könnte es in einigen Jahrzehnten sein. Seine Bodenschätze sind noch zum Großteil ungenutzt. Weite, fruchtbare Ebenen harren ihrer Entwässerung und ihrer Befreiung vom Malaria-Bazillus. Der Fremdenzustrom entspricht noch bei weitem nicht dem, was dem Besucher an Naturschönheiten und an Folklore gezeigt wird, woran natürlich zum Großteil der Umstand schuld ist, daß man das Land schwer erreicht und kaum weiß, was dem Besucher dort geboten wird. Albanien besitzt 3.000 eine viele hundert Kilometer lange Küste, die an landschaftlichen Reizen der Riviera nicht viel nachstehen soll. Vorläufig ist sie menschenleer. Wird sich das alles ändern? Ist Albanien überhaupt lebensfähig, wenn es sich nicht an eine Großmacht anlehnt? Kann sich das Regime, das unzweifelhaft von der Mehrheit derer, die politisch denken können, bekämpft wird, überhaupt halten? Und was soll an seine Stelle treten, wenn es einmal beseitigt werden sollte? Das alles sind Fragen, die schwer beantwortet werden können. Für ein demokratisches Regime ist das Volk noch nicht reif: so wird immer von denen gepredigt, die zu glauben scheinen, daß ein infolge jahrhundertalter Sünden zurückgebliebenes Volk unter der Anute der Diktatur vielleicht die für die Demokratie notwendige Reife erhält. Aber es ist Tatsache, daß sich eine isolierte albanische Demokratie nicht halten könnte, da das Land in allem, ob es sich nun um Rohstoffe oder Fertigerzeugnisse, ob es sich um Anleihen handelt, auf das Ausland angewiesen ist. Helfen könnte nur eine demokratisierung seiner Umgebungen. Solange das faschistische Italien Alba-

nien als Stützbasis betrachtet, blüht dem Lande keine Zukunft. Stürzt der Faschismus in Italien, der von den Völkern des Balkans in unvorstellbarer Weise gehaßt wird, dann wird nicht nur die Stunde der Freiheit, sondern auch die des kulturellen und sozialen Aufstieges des albanischen Volkes schlagen. J. W. B.

Vom Kriminalschriftsteller zum tanzenden Derwisch

Der in Sarajewo lebende junge Mohammedaner **M u n i d S c h a c i n o v i c E t e m o v**, Angehöriger einer alteingesessenen, reichen Familie Sarajewos, der sich durch seine geistreichen Kriminalromane und -Novellen, die in der Tagespresse oft abgedruckt wurden, beliebt gemacht hatte, verstand wenige Tage vor dem Eingehen der Ehe mit dem schönsten Mädchen Sarajewos. Niemand wußte, wo er geblieben sei, bis er eines Tages plötzlich als tanzender Derwisch in einer „Tekja“ (da die mohammedanischen Religionsbehörden den Derwischen die Gotteshäuser nicht mehr zur Verfügung stellen, haben sie die Tekjas geschaffen) auftauchte. In diesen „Tekjas“ führen diese Mönche ihre Tänze wöchentlich einmal vor der Öffentlichkeit auf.

Eigentlich ist das Wort „Tanz“ hier nicht am Platze. Die Derwische stehen zu Anfang ihrer Vorführungen fast unbeweglich da. Der Vorbereiter führt eigenartige Bewegungen aus, die von den Mönchen dann nachgeahmt werden. Hierbei geben die Derwische Töne von sich, die erst nach und nach von den Ohren der Europäer als eine Art Gesang festgestellt werden. Von diesem Gesang werden die Derwische derart hingerissen, daß sie bei ihren „Tänzen“ in eine regelrechte Ekstase versinken, in der sie sich gegenseitig mit Messern, Schwertern und langen Nägeln bearbeiten. Im Stadium der Verzückung, in das die Derwische geraten sind, fühlen sie weder die Schmerzen der Messerschläge oder Schwertschläge. In der Autosuggestion werfen sich die Mönche stundenlang ohne Unterbrechung, auf die Erde, erheben sich wieder und machen ihre Bewegungen unter der Ausstoßung von gutturalen Schreien. Dieser Autosuggestion ist es auch zuzuschreiben, daß aus den Wunden, die sich die Derwische gegenseitig beibringen, kein Tropfen Blut fließt.

Aber nicht nur die beteiligten Derwische sind von den eigenartigen Lauten hingerissen, es sind auch die Zuschauer, die diese Bewegungen unwillkürlich mitmachen. Nicht selten kommt es vor, daß Europäer, die sich das erstemal mit Ekstase abwandten, später immer wieder zu diesen Tänzen hingezogen fühlen.

Oft kommt es auch vor, daß einer der stets willkommenen Zuschauer am nächsten Tage den Vorbereiter ansucht, um ihn um die Ausbildung in diesen so seltsamen Tänzen zu bitten. Den Derwischen, die eine Ausbreitung ihres Kultes erstreben, ist jeder, der sich ihnen als Novize anschließen will, herzlich willkommen. Der Novize muß bei den Derwischen eine harte Schule durchmachen, muß seinen Willen ganz in die Gewalt bekommen. Je nach der Veranlagung des Novizen dauert diese Ausbildung monate- oder jahrelang.

Einer jener, der von den Tänzen der Derwische derart hingerissen wurde, daß er sich dieser Sekte, die sich in einem Konflikt mit der mohammedanischen Religionsbehörde befindet, anschloß, ist jener oben genannte Schriftsteller Etemov. Aber nicht nur er, auch andere Söhne reicher Mohammedaner Sarajewos haben sich diesen tanzenden Derwischen angeschlossen.

Paul Thomae.

Frank Bervin: Qu 87 in Gefahr!

Armand Gontran blickte halb ärgerlich, halb lachend der Meute junger Offiziere nach, die ihm seine schöne Tänzerin entführt hatte, dann nahm er dem Diener vorsichtig ein Glas ab und zog sich in einen halbwegs ruhigen Winkel des Gefandtschaftspalais zurück.

Kapitän Armand Gontram fühlte das Bedürfnis ein wenig mit seinen Gedanken allein zu sein. Gedanken, die — wie er sich eingestand — einer gründlichen Klärung und Betrachtung dringend bedurften.

Es ist nicht leicht, mit sich selbst ins reine zu kommen, wenn man sich durch das Erlebnis eines einzigen Abends genötigt sieht, zwanzig Jahre grundlegender Ueberzeugung zum alten Gerümpel zu werfen, ganz besonders, wenn die Ursache dieser schwerwiegenden Umwälzungen eine Frau ist.

Armand Gontran, Kommandant des Zerstörers „Qu 87“ auf Patrouillenfahrt in den chinesischen Gewässern, die große Hoffnung seiner Vorgesetzten und das leuchtende Vorbild seiner Untergebenen lächelte ein wenig, als er sich die schlank und so reizvolle Gestalt vorstellte, der es gelungen war, aus dem Pflicht- und Arbeitsmenschen in einem einzigen Abend einen verliebten Jungen zu machen.

Claire Claudin. Claire, die er heute auf dem Volksschaftsball zum ersten Male gesehen hatte und von der er doch mit unbeirrbarer Sicherheit wußte, daß ihr bloßes Dasein für seine ganze Existenz von entscheidender Bedeutung sein würde. „Ich bin kein Mann vieler Worte“, hatte er gesagt, als sie nach einem Tango für ein paar kurze, loyale Minuten allein an der Brüstung der Terrasse lehnten. „In wenigen Stunden sieht mein Schiff in See. In den Gewässern von Saigon treiben Banditen ihr Unwesen, denen wir das Handwerk legen müssen. Vielleicht wird es dabei heiß zugehen, und heute gehöre ich nicht mir, sondern meiner Pflicht. Aber wenn ich wieder zurückkomme, Claire, dann werde ich eine Frage an Sie zu richten haben . . .“

Claire hatte ihm nach diesen Worten gerade in die Augen gesehen und er hatte alle Selbstbeherrschung aufbieten müssen, um dieses herrliche Geschöpf nicht vor allen Leuten in die Arme zu nehmen.

„Auch ich verlasse noch heute Saigon“, hatte sie dann langsam gesagt. „Aber wenn ich zurückkomme, werde ich Ihre Frage beantworten, Armand . . .“

Dann war die Meute ihrer Bewunderer wieder aufgetaucht und hatte sie in den Tanzsaal entführt, während er mit seinen Gedanken allein blieb.

„Hallo, Gontran“, sagte eine joviale Stimme in diesem Moment neben ihm. „Mein, behalten Sie nur Platz!“ und Admiral Breiffac ließ sich schwer in den nächsten Faustteil sinken.

„Die Qu 87“ läuft in drei Stunden aus. Versiegele Order; alle Vorsichtsmaßnahmen. Wir müssen dieser Bande, die das Land systematisch mit Raubzügen verheert, endlich an den Kragen. Sie wissen, Gontran, was auf dem Spiele steht: wenn Sie den Schmuggler heute nicht kapern oder vernichten, kann es Monate dauern, ehe wir wieder in den Besitz von Informationen gelangen. Es darf ganz einfach diesmal kein Schlag ins Wasser sein wie bisher!“

Gontran verbogte sich leicht. „Ich werde mein möglichstes tun“, sagte er ernst.

„Ich weiß“, nickte der andere. „Ich fürchte nur, daß Erfolg oder Mißerfolg in diesem Falle keineswegs allein von Ihnen abhängen wird. Die Bande verfügt über Informationsquellen, die wir bisher noch nicht aufdecken konnten, während das Raubschiffsbegernat mit seinen Geheimagenten bisher anscheinend verdammt wenig Glück hatte.“

„Dabei haben diese Kerle ihre Spindel in allen Kreisen.“ Breiffac lachte grimmig. „Würde einiges dafür geben, wenn ich wüßte, wie vielen von ihnen ich heute Abend hier schon die Hand

gedrückt habe. Oder mit wie vielen Sie heute Abend schon getanzt haben . . .“

„Herr Admiral . . .“

„Ich weiß, ich weiß“, sagte Breiffac begütigend. „Ich bin kein schlechter Beobachter und nur ein Narr hätte übersehen können, welchen Eindruck die schöne Claire Claudin auf Sie gemacht hat.“

Wohlgemerkt: Ich weiß nichts über sie und habe auch nicht die Spur eines Anhaltspunktes für einen Verdacht. Aber gerade die Tatsache, daß niemand sie hier kennt, niemand weiß, zu welchem Zweck sie sich gerade in Saigon befindet — ist — zumindest — Grund zur Vorsicht. Das wollte ich Ihnen nur sagen.

Was die Schmuggler betrifft, noch eines, Gontram: Gehen Sie nicht zu nahe an die Kerle heran; sie sollen angeblich Torpedos an Bord haben! Und nun: Viel Glück heute nacht auf Ihrer Jagd!“

Armand Gontran stand noch lange unbesweglich, als der andere schon längst verschwunden war. Dann straffte er seine Gestalt, als wollte er einen häßlichen Gedanken von sich abschütteln und blickte in den Tanzsaal. Aber Claire Claudin schien das Fest bereits verlassen zu haben . . .

Seit Stunden durchschritt der stählerne Kiel des Zerstörers „Qu 87“ unermüdet die Wogen. Unbeweglich stand Armand Gontran auf der Kommandobrücke und versuchte mit feinem starken Glas die Schwärze zu durchdringen. Ein junger Offizier betrat die Kommandobrücke.

„Codefunkspruch von Saigon!“ meldete er. „Wir sind eben mit der Dechiffrierung fertig geworden.“

Gontran überflog die Depeche. „Endlich Näheres!“ sagte er dann aufatmend. „Das Schmugglerschiff heißt „Torvette“ und ist keine fünf Meilen voraus genau in unserem Kurs. Gehen Sie sofort auf die volle Fahrt.“

„Volle Fahrt voraus!“ gab der Offizier den Befehl weiter, um dann den Hörer des Telephonapparates abzunehmen, dessen Signallampe eben aufgeflammt war. Eine Sekunde später bemerkte Gontran das ungläubige Staun-

Der Tscheche

Der amerikanische Journalist Vinton Wells war im Jahre 1920 in Sibirien, um über die Kämpfe zwischen Bolschewisten und Weißen Russen zu berichten. Er wurde den Bolschewisten verdächtig und mußte eine Weile in einem Gefangenenlager zubringen. Dort passierte ihm folgendes (die Erzählung ist etwas zusammengezogen):

„Eines Tages machte ich die Bekanntschaft eines Neueingelieferten, eines härtigen, ungewaschenen, fröhlichen tschechischen Soldaten. Sein Sinn für Kameradschaft zog mich an und brachte mich ihm näher, und bald gingen wir an, einander Englisch, beziehungsweise Tschechisch zu lehren. Nach vierzehn Tagen hatte der Tscheche bereits viel mehr Fähigkeit zum Erlernen von Fremdsprachen bewiesen als ich. Und wenn es mein Leben gegolten hätte: ich brachte es nicht fertig, das einfachste tschechische Wort auszusprechen; aber er eignete sich das Englische mit bewundernswerter Schnelligkeit an.“

Eines Nachts erwachte ich mit einem fürchterlichen Zahnweh und lief bis zum Morgenrauschen im Lager herum in der vergeblichen Hoffnung, daß mein Schmerz, der mich beinahe irr sinnig machte, nachlasse. Mein pführender tschechischer Freund zog mich in eine entfernte Ecke des Lagers, und nach vorsichtigem Umberschauen enthüllte er sich als Besitzer einer Weiszange und einer Drahtschere. Er gab mir durch

Besten zu verstehen, daß er bereit sei, sich als Wald- und Wiesen-Dentist an mir zu betätigen. Alles war besser als dieser Schmerz, und so erklärte ich mich sogleich zu der Operation bereit und legte mich ausgestreckt auf die Erde.

Der Tscheche setzte sich mir rittlings auf die Brust und schickte sich an, zu operieren; aber die Zange war zu breit und erfaßte zwei Zähne statt des einen. Er fragte, was er tun sollte. Ich gestikulierte und gurgelte: „Los, nur raus damit!“ Nach vielem Mühteln, Ziehen und Kleuchen hielt er triumphierend seine gesegnete Zange in die Höhe und zeigte zwei Zähne. Ich war so erleichtert, daß mir Tränen in die Augen traten, und der Tscheche klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter und stieß gutturale Töne des Mitgeföhls aus.

Nach einigen Tagen war der Zahnweh nur noch eine unangenehme Erinnerung. Bald danach war mein tschechischer Freund verschwunden. Niemand wußte etwas über ihn, und ich schloß bedauernd, daß er — vielleicht weil man ihn im Besitz der Zange gefunden hatte — erschossen worden sei. Dann merkten die Bolschewiki, daß ich zu Unrecht eingesperrt war, und ließen mich frei.

Sieben Jahre später, bei einem Essen, kam es mir vor, als interessierte sich ein mir gegenüber sitzender Herr sehr für mich. So oft ich aufsaß, fand ich, daß er mich, mit einer Art unausgesprochenen Zwinkern im Auge, anstarrte. Nach Tisch fragte er den präsidierenden Offizier, ob

er ein paar Worte sagen dürfe. Er stand auf und sprach: „Ich möchte unserem Gast gerne eine sehr persönliche und private Frage stellen. Sind Ihnen vielleicht oben rechts zwei Zähne gezogen worden?“

Ich gab es verblüfft zu.

„Ich würde unseren Gast außerdem gerne fragen“, fuhr er fort, „ob er sich an die Umstände erinnert, unter denen sie ihm gezogen wurden.“

„Ich werde sie nie vergessen“, sagte ich. „Das ist nämlich eine Geschichte“, wandte er sich an die Tischgesellschaft. „Und da ich annehme, daß unser Gast zu bescheiden ist, sie zu erzählen, will ich es tun.“

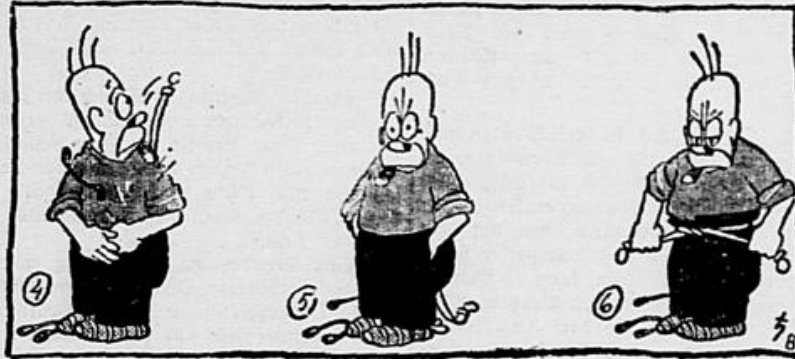
Worauf er im besten Oxford-Englisch die Geschichte aus dem roten Konzentrationslager und meine Bemühungen, einem tschechischen Soldaten Englisch beizubringen, erzählte. In mir drehte sich alles: Konnte dieser elegant angezogene, kultivierte Engländer, der so amüsanter plauderte —? Und wie aus weiter Ferne hörte ich den lächelnden Mann seine Schilderung der Zahnoperation abschließen, sah ihn sich verbeugen und hörte ihn murmeln: „Ihr ergebener Diener — der tschechische Soldat.“

Enthusiastischer Applaus brach los. Ich wandte mich zu einem Kollegen und fragte: „Am Dimmels willen, wer ist das?“

„O“, sagte der Journalist, „das ist Sir John Allison, der größte britische Spion des Weltkrieges.“



Copyright P. I. B. Box 6 Copenhagen



Niemals ratlos

ren im Gesicht des andern und trat einen Schritt näher.

„Was gibt es?“ fragte er.

„Die ‚Corvette‘ hat uns eben angefunkelt!“

„Die ‚Corvette‘ . . .“ Einen Augenblick starrten sie einander ungläubig an, dann stürzte Gontran mit langen Schreien zum Funkraum.

„Hallo Zerstörer Ou 87! Hier ‚Corvette‘. Es spricht A 53 vom Raufgigstdezerat. Habe mich an Bord eingeschlichen und Funker unschädlich gemacht, um euch mit Nachrichten versorgen zu können. Wendet augenblicklich Kurs um fünf Grade, da ‚Corvette‘ Treibminen in ihren Kurs gelegt hat!“

Ohne einen Augenblick zu verlieren, gab Gontran seine Befehle weiter. Dann beugte er sich wieder über den weißen Streifen. „Wir fahren mit Vollampf etwa 22 Seemeilen. Eröffnet Feuer aus äußerster Gefechtsdistanz, da ‚Corvette‘ über zwei Torpedolancierrohre verfügt. Mannschaft ist zum Kampf bis zum Letzten entschlossen . . .“

„Funken Sie: „Gebt uns Details über ‚Corvette‘!“ befahl Gontran. „Wer befindet sich noch an Bord?“

„An Bord derzeit He-Chun, Führer des ostindischen Raufgigsthandels, zwölf Mann der Bande und eine Europäerin. Nun kommen eure Positionslichter in Sicht. Eröffnet das Feuer! Ich selbst gehe jetzt im Rettungsgürtel über Bord. In zehn Minuten dürftet ihr in meiner Rufweite sein. Schluß!“

. . . und eine Europäerin. Also doch — Claire Claudin. Claire . . . Gontrans Augen starrten blicklos durch das Bullauge in die Nacht. Claire . . .

Mit müden, festsam schwereren Schritten trat er auf die Kommandobrücke.

„Die Kerle sind bereits in Sicht!“ meldete der erste Offizier aufgeregt. „Sollen wir signalisieren?“

Gontran nickte. „Stellen Sie noch fünf Mann auf Ausguck nach einem Schwimmenben“, sagte er dann. „Ein Geheimagent war auf der ‚Corvette‘. Müssen ihn auffischen.“

Das Schmugglerschiff hatte inzwischen

seine Geschwindigkeit noch gesteigert. Seine Absicht war klar: In wenigen Minuten mußte es eine Riffkette erreichen, die eine Verfolgung für den viel größeren Zerstörer unmöglich machen würde.

„Warnungsschuß vor den Bug!“ befahl Gontran. Claire! dachte er. Claire . . .

„Batterie eingeschossen!“ meldete der erste Offizier. „Sollen wir feuern? In ein paar Minuten kommt die ‚Corvette‘ in eine Nebelbank . . .“ Seine Stimme klang ein wenig verwundert. Gontran blickte noch immer starr vor sich hin. Claire . . . Dann richtete er sich auf.

„Feuer!“ jagte er mit einer Stimme, die den andern nochmals erstaunt aufblicken ließ. „Feuer . . .!“

Flammenshlünde brachen aus den langen Rohren der Luftbatterien und die „Ou 87“ ergitterte in ihrem stählernen Gerippe. Mit einer müden Bewegung nahm Gontran das Nachtglas vor die Augen. An der Stelle, wo sich eben noch die „Corvette“ befunden hatte, schossen nun ein paar Trümmer aus dem schäumenden Gischt.

„Volltreffer!“ bemerkte der erste Offizier sacht. „Es scheint, die Kerle hatten auch noch Munition an Bord . . .“

Gontran wandte sich langsam ab. „Kurs Saigon“, sagte er heiser. „Sie übernehmen das Kommando. Ich . . .“ Sein Blick fiel auf eine tiefend nasse Gestalt, die von zwei Matrosen auf die Kommandobrücke geführt wurde.

„Haben wir eben aufgefischt, Kapitän“, meldete der eine.

Gontrans mächtige Gestalt schien zu schwanke. „Claire!“ flammelte er. „Claire . . .“

Die schlankte Gestalt vor ihm schälte sich geschickt aus ihrem Oelzeug. „A 53 vom Raufgigstdezerat, Claire Claudin, meldet sich zur Stelle!“ sagte sie. „Kann ich, bitte, so rasch als möglich nach Saigon gebracht werden, Herr Kapitän? Ich habe dort eine äußerst dringende Verabredung. Es handelt sich um eine Frage und ein ‚Ja‘ als Antwort darauf!“ fügte sie dann strahlend hinzu.

Am Horizont geht langsam und majestätisch die Sonne auf . . .

Schach ins Volk

Schachaufgabe Nr. 377.
Von M. Havel, Prag.
Schwarz: Kh7, Sd5 (2)



Weiß: Kh4, Dg3, Lc4, Sg4, Bg7. (5)
Matt in 3 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 374: Sc7—d5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Rudek Peter, Brüx; Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schöbritz; Boutschek Hilde, Franzendorf bei Reichenberg; Nitsch Rosa, Trupschitz; Koukal Franz, Prag-Straschnitz; Bartl Rudolf und Schaffer Heinz, Kleische; Dinnebler Emil und Amier Rudolf, Tetschen; Schöpka Josef, Komotau; Tröster Kurt, Kleinpriesan; Klötzig Rudolf, Richter Heinrich, Strache Karl, Strache Rudolf, sämtlich Großprisaen; Hahl Erwin, Chimiak Theo, Freundl Anton, Lohmüller Hans, Holfeld Otto, sämtlich Nesteratz; Skarwada Franz und Scharoch Franz, Wisterschan; Hyna Josef, Hostomitz; Havel Franz, Modlan; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Mildner Karl, Teplitz; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau; Berger Josef, Klein-Augezd.

II. Kreis.

Seldnitz gegen Nesteratz 5½ : 1½! Das Retourspiel in Seldnitz ging für Nesteratz hoch verloren. Dessenungeachtet waren durchwegs gut gespielte Partien und wenn schon nicht mit dem Resultat, so doch mit dem Spielverlauf waren beide Parteien zufrieden.

Vereinsmeister der Sektion Nesteratz wurde wiederum Gen. Erwin Hahl mit 9 Punkten. Es folgen: Tyle 8 Punkte, Saslik und Tomann je 7 Punkte, Lohmüller 5½ Punkte, Freundl 5 Punkte, Chimiak 4 Punkte, Holfeld und Tausche je 3 Punkte, Kuta 2 Punkte, Krusche 1½ Punkte.

V. Kreis.

Bezirksschachkonferenz in Teplitz

welche am Sonntag, den 30. Jänner, im „Hotel Laurer“ abgehalten wurde, war von allen Sektionen gut besucht. Aus den Tätigkeitsberichten war ersichtlich, daß der Schachbetrieb durch aufopfernde Arbeit der Funktionäre ständig im Wachsen ist. Bezirksschachleiter wurde wieder Gen. Otto Eichler, Drakowa 17, an den auch alle Zuschriften: „Schachsparte I. Bezirk V. Kreis“ zu richten sind. Technischer Leiter wurde Gen. Gahler, Eichwald, Schriftführer Gen. Herschmann, Teplitz. Zu den diesjährigen Bezirksserienspielen meldeten sich 6 Mannschaften, und zwar nach Auslosung: 1. Teplitz II. M., 2. Wisterschan II. M., 3. Eichwald, 4. Teplitz I., 5. Wisterschan I., 6. Zuckmantel.

Turnierreihenfolge:

1. Runde: Wisterschan II. gegen Wisterschan I. in Kwitkau am 9. Febr. 1938. Eichwald: Teplitz I. in Eichwald am 4. Febr., Kampfrichter Berger. Teplitz II. gegen Zuckmantel in Teplitz am 13. Febr., Kampfrichter: Hampf.

2. Runde: Teplitz II. gegen Wisterschan II. in Teplitz am 23. Febr., Zuckmantel gegen Teplitz I. in Zuckmantel am 23. Febr., Kampfrichter: Gahler. Wisterschan I. gegen Eichwald in Kwitkau am 27. Febr., Kampfrichter Eichler.

3. Runde: Eichwald gegen Teplitz II. in Eichwald am 9. März, Kampfrichter: Berger. Teplitz I. gegen Wisterschan I. in Teplitz am 9. März, Kampfrichter Patz. Wisterschan II. gegen Zuckmantel in Kwitkau am 13. März, Kampfrichter Scharoch.

4. Runde: Teplitz II. gegen Teplitz I. in Teplitz am 23. März, Zuckmantel gegen Wisterschan I. in Zuckmantel am 23. März, Kampfrichter Gahler. Wisterschan II. gegen Eichwald in Kwitkau am 27. März, Kampfrichter Schramm.

5. Runde: Teplitz I. gegen Wisterschan II. in Teplitz am 6. April, Kampfrichter Scharoch. Eichwald gegen Zuckmantel in Eichwald am 6. April, Kampfrichter Havel, Probstau. Wisterschan I. gegen Teplitz II. in Kwitkau am 10. April, Kampfrichter Eichler.

Änderungen nur mit Einverständnis des Bezirksschachauschusses. Die Vereinsturniere folgen in nächster Folge.